

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	3 (1930-1931)
Heft:	1
Artikel:	Die amerikanische Universität
Autor:	Broda, R.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-851412

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Köpfen schwebend, wirkte Wunder des Gehorsams. Nicht dass man etwa Angst vor ihm gehabt hätte seiner scharfen Augen wegen — ich wenigstens kannte nichts Derartiges. Wir gingen einfach gern zu ihm in die Schule. —

Etwa ein dutzendmal im Jahre kam es vor, dass er eine Ohrfeige austeilte — irgend etwas ganz Unerhörtes war dann aber verbrochen worden. Zur rechten Zeit, am richtigen Ort, nützte eine solche liebenswürdig-gewaltsame Aufmunterung zu kritischer Selbstbesinnung mehr als 20 Ermahnungen und 100 Strafsätze: Ich soll in der Schule keine Allotria treiben.

Doch sah man es dem Lehrer an, dass ers nicht gerne tat. Manchmal schob er seine zitternde und zuckende Rechte hinter den Rücken und biss sich auf die Lippen, wo ein anderer längst zugehauen hätte. —

Der zweite Lehrer teilte Tatzen aus, ohrfeigte und salbte Hosenböden nach Noten. Er vertrieb so Fehler, paukte damit Schulweisheiten ein und zugleich aber auch eine erzitternde Furcht, (wer weiss, obs nicht gar Hass war!) die alles Leben erstarren machte, wenn er auftauchte. Aber Disziplin hatte er wie kein zweiter, das musste jeder Schulrat zugeben. — Das Ziel war erreicht, aber wie?!

Wie sollen wir uns dazu verhalten, die wir im neuen Geist der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts leben und entsprechend erzogen werden sollten?

„Fort mit der Körperstrafe aus der Schule! Sie ist ein Unding! Wer seine Schüler mit Schlägen traktiert, ist ein Fuhrknecht, kein Erzieher! Mehr Ehrfurcht vor der kindlichen Seele — und vor dem kindlichen Willen! Weg mit mittelalterlichen Prügelmethoden!“ predigt einer, und andere echoen gedankenlos nach. Vielleicht darum, weil sie gehört haben, das sei jetzt modern!

Gut! Schau dir aber einmal jenen Bengel an, den du vor einem Jahre aus deiner Schule entlassen hast. Der raucht schon Zigarren wie ein Grosser und stiehlt seiner Mutter das nötige „Kleingeld“ dazu — sie hat es dir ja grad gestern geklagt. In der Schule war er der Schwächste an Geist, der grösste Galgenstrick aber, wenn es galt, dem Lehrer einen Schabernack zu spielen. Wie manchmal hat er deine Geduld auf harte Probe gestellt! Heute aber prahlt er: „Soll mir so ein

Fötzel kommen und mich anrühren wollen; in einem Vierteljahr bin ich sechzehn....“ Hau ihm eine, im Augenblick, eine saftige, nicht in aufflammendem Zorn, aber in heiligem Pflichteifer — sie ist ganz am Platz!

Ich finde es ganz in Ordnung, dass Schulbehörden hingehen und den stockswingenden Lehrern entrüstet in die Arme fallen. Aengstliche Eltern stehen dahinter und tuscheln etwas von Gehörsschädigung und blauen Flecken. Das kommt vom Jähzorn. Hüte dich vor ihm wie vor dem Feuer; das verbrennt dir die Finger und macht gelegentlich auch ein Loch in deinen Geldsäckel.

Lass dich nie zu einem rohen Box oder Haarrupf herab. Das schädigt nicht nur deinen sittlichen Ruf — der Durchschnittsmensch hasst das Boxen wie die Pest — sondern verleitet auch zur Nachahmung unter deinen Buben. Wähle womöglich einen hartgesessenen Körperteil aus, der verträgt viel.

Ein Lehrer, der einfach nicht mehr davon loskommt, nach aufgestellter Wertetabelle für einen ungespitzten Griffel eine Tatze, für drei Tintenklexe im Examenreinheft eins auf den Hosenboden zu verabfolgen — alles so mit der Länge seines Meerrohres misst, vergisst ganz und gar, dass man sich schliesslich an alles gewöhnen kann. Ihm sei anempfohlen: einmal, wenn so ein armer Sünder vor „Seiner Majestät“ schlitternd den Kopf senkt und aller Augen sich auf die rechte Stubenecke — von seinem Throne aus gesehen — richten, den Stock ruhig in der Ecke zu lassen und den armen Kerl mit einem wohlwollenden Klaps zu entlassen: „Gelt, das nächste Mal passtest du dann besser auf!“ Das wird vielleicht sogar feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln und für diesmal mehr fruchten als ein nervöses Staubaufwirbeln, vermischt mit unterdrücktem Wutschnauben. — — Man kann in sieben Jahren Primarschulzeit so vieles erleben!

Jener Schulmeister mit der Wertetabelle ist zu bemitleiden, weil er nicht auf menschlichere Weise Ordnung zustande bringt. Er ist ein armer Tropf!

Und dennoch: Eine tüchtige Nervenaufrüsselung, eine Ohrfeige zur rechten Zeit, am richtigen Ort, geleitet von gerechter Entrüstung, tut Wunder. — Aber sei sparsam damit, ja sogar knauserig!

Die amerikanische Universität.

Von Prof. Dr. R. Broda,
Social Science Department Antioch College Yellow Springs, Ohio.

Hat sich der Reichtum Amerikas bereits in Kultur umgesetzt, wie dies im alten Griechenland, in der Republik Venedig und in der Stadt Paris der Fall war?

Für den Bereich der Kunst kann man dies wohl kaum bejahen. Ob auch erlesene Werke der bildenden Kunst von amerikanischen Mäzenen und Museen angekauft werden, ob auch die erlesenen hohen C der ganzen Welt durch höchste Honorare nach New-York gelockt werden, einheimisches Kunstschaffen, besonders solches, das über die Reproduktion hinausgeht, ist in Amerika noch wenig entwickelt.

Gilt das gleiche Negativum auch für den Bereich der Wissenschaft und der Erziehung zu wissenschaftlicher Forschung? Nein. Der materielle Reichtum Amerikas, der aus seinen Kunstliebhabern dennoch keine schaffenden Künstler zu machen vermag, bietet gerade für tech-

nische Leistungen und Forschungen auf den Gebieten der Technik, der Naturwissenschaften und der Medizin ausgezeichnete Umweltbedingungen. Das Gleiche gilt von den Wirtschaftswissenschaften, z. B. der Nationalökonomie des kapitalistischen Systems, die naturgemäß im Lande höchster Wirtschaftsentwicklung besonders intensive Pflege finden.

Was nun die Universitäten anbelangt, in denen die amerikanische Jugend ihre wissenschaftliche Ausbildung findet, ist eingangs zu bemerken, dass der Staat, so reich er ist, vergleichsweise wenig für Gründung und Erhaltung derselben tut. Es gibt Staatsuniversitäten sowie es Staatsmittelschulen gibt, besonders im Westen, aber sie stehen in Ausstattung und Leistung an zweiter Stelle. Die vorzüglichen Universitäten im kulturell älteren und materiell reicherem Osten des Landes (z. B. die Harvard

University in Cambridge) sind private Stiftungen, deren Fonds kontinuierlich anwachsen durch beträchtliche Spenden, welche nach Landessitte von Seiten aller wohlhabenden Absolventen gemacht werden. Dazu kommen noch die nach europäischen Begriffen enorm hohen Kollegiengelder (an der Harvard University 300 Dollar pro Jahr!).

Die letztere Tatsache reserviert wohl das Hochschulstudium hier der besitzenden Klasse etwas mehr als in Europa. Aber eine wahre Fülle von Stipendien und Preisen macht es andererseits möglich, dass der wirklich begabte Unbemittelte dennoch an die Hochschule gehen kann. Nur bis zur Erlangung des Stipendiums oder des Preises teilt er das Schicksal des armen europäischen „Werkstudenten“, der viel kostbare Zeit dem Studium entziehen muss, um sich als Schneeschaufler oder Kellner oder sonstwie sein tägliches Brot zu verdienen.

Die Vielseitigkeit und Reichlichkeit ihrer Geldquellen gibt den amerikanischen Universitäten solch privater Herkunft Unabhängigkeit nach allen Seiten und freie Bahn für relativ vorurteilslose wissenschaftliche Arbeit, so dass z. B. die Lehrstühle der Sozialwissenschaften vorwiegend von vorgeschriftenen Liberalen und gemässigten Sozialisten eingenommen werden. (In Harvard wird soeben ein spezieller Kurs über „Sozialismus“ gehalten und der Vortragende, Dr. Mason, gab seinen Hörern als erste Aufgabe die Lektüre des „Kommunistischen Manifestes“, sowie des I. Bandes des „Kapitals“ von Marx auf.) Dieser Behauptung widerspricht die Tatsache des berüchtigten „Affenprozesses“, der in Europa soviel Gelächter über geistige Rückständigkeit in Amerika auslöste. Denn das Landesgesetz von Tennessee, welches den staatlichen Schulen verbietet, über Darwinismus und Evolutionismus zu sprechen und welches die Parlamente einiger anderer Staaten der Union zu übernehmen bestrebt sind, gehört einem der rückständigsten Staaten des ohnehin rückständigen Südens der Vereinigten Staaten an, wo eine kleine Schicht weißer Junker in strengstem Konservativismus ihre Herrschaft über eine Majorität von Besitzlosen, in der die Neger vorwiegend, zu erhalten bestrebt ist. Dieses Gebiet macht nur ein Viertel des Gebietes der Vereinigten Staaten aus und das rückständige Schulgesetz eines seiner Staaten berührt nicht das Geistesleben der übrigen Dreiviertel der Union, ja nicht einmal jene Schulen von Tennessee, die Privatinstitute darstellen.

Zugegeben muss werden, dass einige Universitäten Amerikas von reichen Einzelpersönlichkeiten erhalten werden und durch diese Abhängigkeit weniger geeignet sind, vorurteilsloser Pflege der Sozialwissenschaften zu dienen, während ihre naturwissenschaftliche und ihre medizinische Fakultät darunter kaum zu leiden hat, ja, im Gegenteil, meist ausgezeichnet arbeiten kann, dank des guten Rüstzeuges reichlichen Lehr- und Forschungsmateriales. An dieser Stelle sei das Rockefeller Institut in New-York genannt, das medizinischer und bio-

logischer Forschung gewidmet ist und als eine Art selbstständiger medizinischer Fakultät (es gehört keiner Universität an) Hervorragendes leistet.

Wir haben bisher von der wirtschaftlichen Basis des amerikanischen Hochschulwesens gesprochen, so gilt es nun, dessen geistige Abstammung und Struktur ins Auge zu fassen. Die amerikanische Hochschule, in erster Linie die Universität, stammt von der altenglischen ab. Dies ist rein äußerlich dadurch dokumentiert, dass die älteste Universitätsstadt der neuen Welt, welche um die im Jahre 1636 gegründete Harvard University herum entstand, den Namen Cambridge trägt. Es wird wohl niemand wundern, dass sich die Universität des Cambridge in Amerika in Vielem an Vorbilder der Universität Cambridge in England anlehnt. Aber in weit höherem Masse besteht diese Anlehnung an England auf Seiten der Yale University in New Haven, sowohl was bauliche Ausstattung und landschaftliche Umrahmung, als was die Art des Lehrbetriebes anbelangt. Wer durch die Gärten von Yale wandert und ein wenig träumerisch veranlagt ist, kann meinen, sich in den Gärten von Oxford zu befinden. Und wer in das Leben der Studenten von Yale Einblick nimmt, in ihre „splendid isolation“ von der nichtstudierenden „profanen“ Außenwelt, muss ebenfalls meinen, sich in Oxford zu befinden. Die Harvard University dagegen legt schon viel weniger Gewicht darauf, sich aristokratisch zu gebärden und steht viel näher deutschen Vorbildern des Zusammenhangs zwischen Wissenschaft und Leben, Universität und Stadt.

Dabei ist das amerikanische Cambridge doch durch den breiten Charles River von der Millionenstadt Boston getrennt und weigert sich, in dieselbe eingemeindet zu werden. Cambridge will zwar Fühlung haben mit dem strotzenden Handelsleben und reichbewegten Kulturleben der Grosstadt, sich aber doch wieder auf beschauliche Prüfung und Deutung desselben zurückziehen können.

Die Columbia University in New-York ist dagegen noch einen Schritt weiter vom altenglischen Vorbild abgerückt und hat ihre Gebäude inmitten der Achtmillionenstadt errichtet. Praktische, rein amerikanische Institute, wie eine „Schule des Journalismus“, haben sich daher in Columbia (New-York) angesiedelt.

Harvard hat bisher nur seine vorzügliche medizinische Fakultät nach Boston verlegt, um den grossen Spitätern näher zu sein, während seine philosophische und juristische Fakultät in Cambridge verblieben. Aber ein neuer Faktor seiner „Modernisierung“ und „Amerikanisierung“ — im Gegensatz zu seiner altenglischen Abstammung — ist die 5 Millionen Dollar-Spende des New-Yorker Bankiers Baker, welche dazu verwendet wird, die in Harvard bereits bestehende „Hochschule der Geschäftswissenschaften“ grosszügig auszubauen. Diese verspricht so ein in der Welt einzig dastehendes Institut zu werden, das die vertieftesten Methoden der ökonomischen Theo-

rie mit der Erforschung des praktischen, blühenden amerikanischen Wirtschaftslebens und all dessen, was es täglich neu hervorbringt, in fruchtbringendste Beziehung zu bringen vermag. Das Kollegiengeld für diese Schule beträgt 500 Dollar im Jahre. Wer aber das, was sie bietet, mit der dem Amerikaner eigentümlichen Begabung für das Wirtschaftsleben, in sich aufnimmt, der verdient wohl bald das Hundertfache des gezahlten Lehrgeldes.

Unweit von Harvard, auch in Cambridge, steht die vorzügliche technische Hochschule der neuen Welt, das Massachusetts Institute of Technology.

In Chicago ist, vorzüglich aus Rockefeller'schen Geldern, eine Universitäts-Riesenstadt hervorgewachsen; in Philadelphia und Baltimore andere moderne Hochschulen, die mehr und mehr die historischen Universitäten der kleinen Städte, Cornell, Princeton etc. überflügeln.

Der Lehrbetrieb ist von demjenigen des europäischen Festlandes wesentlich verschieden, vor allem dank der anderen zeitlichen Abgrenzung des Universitätsstudiums nach Beginn und Ende. Während der europäische Student normalerweise mit 18 Jahren die Mittelschule absolviert hat und nach überstandener „Matura“ (in Frankreich „Bacchalaureat“ genannt) die Universität, und zwar bereits eine spezielle Fakultät derselben, bezieht, ist der gleichaltrige Amerikaner noch lange nicht so weit. Er kommt, ohne eine besondere Prüfung bestanden zu haben, von der „Highschool“ ins College, welches einen 4-jährigen Lehrgang umfasst. Die ersten zwei Jahre desselben entsprechen den letzten zwei Jahren des europäischen Gymnasiums, während die letzten zwei Jahre des College schon den ersten zwei Jahren einer europäischen philosophischen Fakultät entsprechen. Am Ende des College wird der amerikanische Student, nach einer Prüfung, die auch die europäischen Maturafächer umfasst, Bachelor of Arts, resp. Bachelor of sciences, das erstere, wenn er sich mehr auf Sprachen, Philosophie, Geschichte oder Gesellschaftswissenschaft konzentriert hat, das letztere, wenn er eine exakte Naturwissenschaft zu seinem Hauptstudium gemacht hat. Der Grad „Bachelor of Arts“ entspricht in Frankreich dem Grad „Licencé ès Lettres“.

Zweck des College-Studiums ist noch nicht so sehr berufliche Ausbildung als vielmehr Erwerbung allgemeiner Bildung. Daher besteht die Hälfte aller College-Besucher aus Mädchen der wohlhabenden Kreise, die sich allgemeines kulturelles Verständnis (böse Zungen sagen „Salonfähigkeit“) aneignen wollen. Vor Absolvierung des College heisst der Student „Undergraduate“, nach Erwerbung des Titels „Bachelor of Arts“ resp. „Bachelor of Sciences“ wird er als „Graduate“ bezeichnet. Erst der „Graduate-Student“ hat das Recht, Universitätsstudium im amerikanischen Sinne des Wortes zu betreiben, also z. B. die medizinische Fakultät zu beziehen. Er ist daher um 4—5 Jahre älter als

sein gleichberechtigter Kollege in Europa. Die Dauer seiner Universitätsstudien ist aber je nach der Fakultät, die er bezieht, verschieden. Während das medizinische Studium erst mit Erreichung des Doktorgrades abgeschlossen erscheint (der zumindest vierjähriges Studium plus zweijähriger Spitalspraxis voraussetzt, also erst 6 Jahre nach dem Bachelor-Grad, d. h. also nicht vor dem 28. Lebensjahr erreicht werden kann), kann das Studium an den übrigen Fakultäten schon mit der Erreichung des Grades eines „Master of Arts“ abgeschlossen werden. Voraussetzung des „Master of Arts“ ist die erfolgreiche Absolvierung von 4 Jahreskursen, die man, nach Geschmack oder Fähigkeit, hintereinander oder nebeneinander besuchen kann. Der gute Durchschnittsstudent braucht zu ihrer Bewältigung meist 2 Jahre, der vorzügliche Student kann sie auf der philosophischen Fakultät (welche eine direkte Fortsetzung des College ist) sogar in 1 Jahre bewältigen. Während auch in Amerika der Doktorsgrad die Verfassung einer Dissertation und die Ablegung einer umfassenden mündlichen Prüfung voraussetzt, geht dem Grade eines „Master of Arts“ keine Abschlussprüfung voraus. Häufig liefern schriftliche Klausurarbeiten während des Schuljahres dem Professor deutliche Beweise des Reifegrades seiner Hörer und Hörerinnen. Die Klassifikation dieser Arbeiten kennt die 5 Grade A, B, C, D, E, — welche den Graden „sehr gut“, „gut“, „befriedigend“, „genügend“ und „ungenügend“ entsprechen. Den „Master of Arts“ kann man nur dann erwerben, wenn der resultierende Wert aller schriftlichen Arbeiten in allen 4 Kursen mindestens „B“ erreicht. Dieses Diplom gibt in Amerika alle und sogar mehr Rechte, als das Doktorat der Philosophie am europäischen Festlande seinem Träger verleiht. Denn dieser muss meist noch eine Lehramtsprüfung ablegen, bevor er an einer Mittelschule unterrichten darf, und zweifellos muss er noch eine Habilitationsschrift verfassen, bevor er Aussicht hat, auch nur als unbezahlter „Privatdozent“ an einer Universität lehren zu dürfen. Der amerikanische Master of Arts kann aber nicht nur sofort an einer Highschool (Mittelschule), sondern sogar schon an einem College, und unter Umständen sogar an einer Universität Stellung finden. Deshalb gehen nur wenige in ihrer akademischen Ausbildung weiter, bis zum Doktorat. Wer dies aber doch tut, also noch 1—2 weitere Jahre dem Studium widmet (meist neben Bekleidung eines Lehramtes, das mindestens 1400 Dollar Jahreseinkommen verbürgt) und eine Dissertation verfasst, die den Satzungen gemäss „Forschungswert“ besitzt, der kann getrost auf baldige Anstellung an einer Universität rechnen, mit ca. 1800—2400 Dollar Anfangsgehalt.

Der amerikanische Doktorkandidat studiert und forscht natürlich ebenso selbstständig und frei wie sein deutscher Kollege, der aber an Jahren meist jünger ist. Der College-Student hingegen, ja sogar der Graduate, ist in Amerika viel mehr unter die Aufsicht und Führung des Lehrers gestellt, als sein Kollege gleichen Alters im europäischen Festland. Man verlässt sich nicht da-

rauf, dass er genügend Einblick und Energie besitze, um die richtigen Themata in der richtigen Reihenfolge und mit genügender Konzentration zu studieren. Daher die strenge Aufstellung von Lehrplänen in Zusammenarbeit von Fakultät und Studentenschaft, die mittelschulmässige Kontrolle des Studiums durch mündliche Ausprache am Ende jeder Vorlesung und durch allmonatliche schriftliche Teilprüfungen, welche zeigen, ob der Lehrstoff wirklich assimiliert wurde. Dazu kommt noch individuelle Beratung jedes Studenten durch seinen „Supervisor“, eine Lehrperson, welcher nicht mehr als 4 Studenten zur Verfügung steht, die sich allwöchentlich an dieselbe um Rat wenden können, ja sogar wenden sollen. Besonders punkto Lektüre ist dem amerikanischen Studenten alle Verantwortung und alle Mühe der Zusammenstellung erspart, da ihm bis zum Master of Arts alle zu lesenden Bücher sogar der genauen Seitenzahl nach vorgeschrieben sind. Da die Masse der vorgeschriebenen Lektüre sehr gross ist, sieht sich der Student häufig daran gehindert, auch Bücher eigener Wahl heranzuziehen, was manchmal eine gewisse Unselbständigkeit seiner Urteils bedingt, die Kehrseite seiner grossen Behütetheit. Dennoch muss betont werden, dass die amerikanische Universität Unselbständigkeit im Sinne vorwiegender Gedächtnisarbeit energisch bekämpft und eifrig bemüht ist, aktives Denken auszubilden. Präsident Lowell der Harvard University hält mit Recht dafür, dass die häufigen schriftlichen Prüfungen nicht bloss eine Feststellung des Geleisteten und ein Ansporn zu weiteren Leistungen sind, sondern vor Allem ein wirkliches Training für selbstschöpferische Gestaltung des erworbenen Wissens. Auch die mündlichen Diskussionen werden grösstenteils im Geiste praktischer Anwendung der erworbenen Theorie geführt, so wenn z. B. Prof. Hudson (Völkerrecht) verlangt, dass jeder Hörer ein ihm vorgelegtes diplomatisches Dokument auf seine Echtheit hin prüfe, oder wenn Prof. Buell mit seiner Hörerschaft eine Session des Völkerbundsrates kopiert, bei der ein angenommener internationaler Konflikt, den Völkerbundssatzungen gemäss, von den Studenten (die die Rolle von Regierungsdelegierten der verschiedenen Länder übernommen haben) behandelt und entschieden wird.

Derselbe Geist wohlwollender Kontrolle, der die „Lernfreiheit“ des Studenten insoweit etwas beeinträchtigt, als dieser nicht, wie in Europa, in der Zusammenstellung seines Studienprogramms auf seinen eigenen mehr oder weniger glücklichen Instinkt für Zweckmässigkeit angewiesen bleibt und schon gar nicht der Illusion verfallen kann, dass „Lernfreiheit“ die „Freiheit, nicht zu lernen“ bedeute, derselbe Geist sorgt auch für eine gesündere Lebensgestaltung der Studentenschaft, für viel Sport und konstruktives Kameradschaftsleben, ohne das Risiko des deutschen Studenten, sich im Kneipenleben zu verbummeln, oder das Risiko des französischen Studenten, in der Pariser Frauen-Bohème seine Kräfte zu vergeuden. Jede amerikanische Universität ist von einer kleinen Stadt ausschliesslicher Studentenbehausungen um-

geben, zwischen denen reichlich Sportplätze und Gartenanlagen eingestreut sind. Die unverheirateten Studenten leben meist in den sogen. „dormitories“, grösseren Häusern, die viele Einzelzimmer und Doppelzimmer enthalten, wo meist je zwei befreundete Studenten zusammen hausen. Meist ist aber auch für verheiratete Studenten dadurch vorgesorgt, dass ihnen entweder „dormitories“ oder Villen für zwei bis drei Paare reserviert sind. Den Europäer mutet es ganz eigenartig an, dass der verheiratete Student in Amerika gang und gäbe ist, während er in Europa als seltene Ausnahme von der Regel gilt. Man muss sich aber 2 Gründe vor Augen halten, die dieses Phänomen bedingen: einerseits den relativ grossen wirtschaftlichen Reichtum der breiten Volksschichten Amerikas, der frühes Heiraten hier allgemein erleichtert, andererseits das relativ reife Alter, in dem der amerikanische Student zum Abschluss seiner Studien gelangt. Die letztere Tatsache wäre nach mancher Hinsicht eine Gefahr für die harmonische Entfaltung, das Glück und die Gesundheit des Studenten, so aber, bei der hier vorwiegenden Möglichkeit, rechtzeitig zu heiraten, bildet sie nur eine Gewähr für gründliche Ausreifung der wissenschaftlichen Arbeitskraft.

Trotzdem die amerikanischen Universitäten im Ganzen und Grossen über viel mehr und viel bessere Studienbehelfe verfügen als die europäischen, darf nicht unbemerkt bleiben, dass sie weit weniger wissenschaftliche Zeitschriften heranzuziehen in der Lage sind, als die letzteren, aus dem einfachen aber interessanten Grunde, dass Amerika relativ wenige wissenschaftliche Zeitschriften hervorbringt. Dieses ganz auf Massenproduktion eingestellte Land vermag solchen Bedürfnissen, welche ihrer Natur nach stets nur einer numerisch kleinen Elite eigen sind, nicht vollends gerecht zu werden. Der Druck ist zu teuer, honorarfreie Mitarbeit ist hier, wo Alles nach Erwerb strebt, kaum zu haben, die ernsten Zeitschriften müssen die Preiskonkurrenz all jener anderen Zeitschriften aushalten, die von Inseraten leben, Riesenauflagen herstellen (manche über 1 Million wöchentlich) und dicke Bände für bloss 5 Cent abgeben können.

Analoges gilt auch für die rein wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften. Sie sind schwächer entwickelt als in Europa! Rein wissenschaftliche Diskussionen vermögen eben nicht die Riesenhörerschaft anzulocken, welche hier den populären Vorträgen zuströmt und durch Zahlung eines nicht unbedeutenden Eintrittsgeldes dem Vortragenden ein hohes Honorar sichert.

Die Kommerzialisierung des amerikanischen Lebens hat in dieser Richtung einen recht ungünstigen Einfluss auf die Entfaltung der Wissenschaft. Was aber die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend an den Universitäten im engern Sinne anbelangt, so muss vom Verfasser dieser Zeilen, der selbst an den Universitäten Wien, Paris, Berlin und Harvard studiert hat, zugegeben werden, dass die amerikanischen Lehrmethoden einen höheren Durchschnitt studentischer Tüchtigkeit er-

zeugen als die europäischen und den vorzüglichen Talenten, die hüben wie drüben allein ihren Weg zu gehen vermögen, zumindest gleich gute Entfaltungsmöglichkeiten bieten.

Dazu kommt noch die enorme Entwicklungsfähigkeit des amerikanischen Bildungswesens, das noch alle Kennzeichen des stürmischen Werdens und Reifens an sich trägt, dem täglich neue grosse Kapitalien gewidmet werden und Pioniere erstehen, die ganz neue Lehrmethoden anzuwenden versuchen.

Es muss also unbedingt damit gerechnet werden, dass die amerikanischen Universitäten, die schon heute in ihren astronomischen Observatorien, in ihren chemischen, physikalischen und biologischen Laboratorien, in ihren statistischen Instituten und ihren Bibliotheken die Universitäten anderer Länder überflügeln, auch auf allen anderen Gebieten der Forschung erstarken und immer mehr zu wertvollsten Zentren internationaler Wissenschaft heranreifen werden.

Kleine Beiträge.

Ein Blick in die Psyche der Gymnasiasten. Ergebnis einer Schülererhebung.

Von Studienrat Dr. Holtorf.¹⁾

„Vor kurzem erschien in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ ein Aufsatz von Herrle, der die Stellung der Schüler zum „Präparieren“ der alten Schriftsteller herausgegriffen hatte und in dieser Frage zu einem negativen Resultat gelangte. Dies Ergebnis schien im Widerspruch zu stehen zu den Erfahrungen, wie jeder Humanist sie auf der Schulbank gehabt hat und wie sie jeder Lehrer täglich aufs neue erlebt. Es handelt sich bei einer solchen Frage um mehr als ein methodisches Gezänk von Philologen. Es gilt zu wissen, ob unsere heutige Jugend, die die Gymnasien besucht, zu den Kulturgütern der Antike die Einstellung zu finden vermag, die die Voraussetzung einer gedeihlichen Bildungsarbeit bedeutet. So nahm ich Veranlassung, im Verfolg einer Anregung Prof. W. Sterns, der Beliebtheitsfrage des Präparierens auf anderen Wegen nachzugehen.²⁾ Es erschien mir aber wünschenswert, den Umfang meiner Erhebung auszudehnen. Ich zog den Hausaufsatz hinzu und ebenso die mathematischen Hausaufgaben. Es waren damit die häuslichen Anforderungen zu den 3 wichtigsten Fächern des Gymnasiums betroffen. In folgender Fassung wurden die 3 Fragen den Schülern vorgelegt:

1. Wie stehen Sie zum häuslichen Präparieren der alten Schriftsteller?
2. Wie stehen Sie zum Hausaufsatz?
3. Wie stehen Sie zu häuslichen Mathematikarbeiten?

Fünf Gymnasien in verschiedenen Gegenden Deutschlands beteiligten sich an dieser Umfrage. Naturgemäss wurde nur die Oberstufe bis einschliesslich Untersekunda herangezogen. Das gesamte Material beläuft sich auf 399 Schülerstimmen, zu denen noch 20 Antworten junger Studenten kommen.

Das Ergebnis einer solchen Erhebung steht und fällt mit dem angewandten Verfahren. So viel sei darüber gesagt, dass die Schulzeit zur Durchführung des Versuchs gewählt wurde, und dass die Schüler unvorbereitet vor die Fragen gestellt wurden. Denn nur so konnte eine Beeinflussung von

1) Wir entnehmen diese Verarbeitung einer aufschlussreichen Schüler-Enquête der wissenschaftl. Zeitschrift „Die Umwelt“, herausgegeben von Prof. Dr. Bechhold, Frankfurt a. M., Heft 32, 33. Jahrg.

2) Den obigen Ausführungen liegt eine jugendpsychologische Untersuchung des Verfassers zu Grunde, die soeben in Band 33 der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ erschienen ist.

Seiten der Kameraden, Angehörigen oder Lehrer vermieden werden. Andere Sicherungen bestanden in der ausdrücklichen Bekanntgabe an diese Schüler, dass die Fragen allein aus pädagogischem Interesse gestellt seien, und dass die Antwort nicht zur Kenntnis Dritter gelangen würde. Auch wurde betont, dass für den Schüler keine Gefahr in der Art der Beantwortung läge, dass andererseits aber auch kein Vorteil daraus zu erwarten sei. Um solchen Worten auch den letzten Zweifel zu nehmen, musste auf die Angabe des Namens verzichtet werden.

Bei der Auswertung der einzelnen Stimmen zeigte es sich, dass die Gedankengänge der Schüler sich vielfach in denselben Bahnen bewegen. Die Motive zu den verschiedenen Urteilen wiederholen sich häufig, ebenso Vorbehalte und Wünsche.

Viele der Schülerurteile werden von Vorbehalten abhängig gemacht, über deren Berechtigung meist kein Zweifel herrschen kann. So heisst es bei allen drei Fragen des öfteren in allen möglichen Variationen, dass die Aufgabe sich in mässigen Grenzen halten soll. Für den Aufsatz spezialisiert sich dieser Wunsch dahin, Freiheit in der Themenstellung zu haben, die Zahl der Aufsätze herabgemindert zu bekommen oder eine lange Frist für die Anfertigung zu erhalten. Andere wünschen Schwierigkeiten in irgend einer Form aus dem Wege geräumt u. s. f.

Am interessantesten aber sind die zum Ausdruck gebrachten Motive. Für Ablehnung sind bei allen drei Fragen die besonders zahlreich, welche in der Täuschungsmöglichkeit bestehen. Schwierigkeit, Langweiligkeit, Zeitverlust, Zwecklosigkeit sind andere, gleichmässig auftretende Beweggründe. Beim Aufsatz ist oft ein in drastischen Farben geschildertes Druckgefühl massgebend, weil die gegebene Frist selten ausgenutzt wird und der Schüler die Anfertigung meist bis zum letzten Tag hinausschiebt.

Zustimmungen sehen in den jeweiligen Hausaufgaben eine Notwendigkeit oder versprechen sich Nutzen davon, da Sprachgewandtheit oder geistige Schulung daraus zu gewinnen ist. Ein anderes Motiv ist mit der Möglichkeit grösserer Konzentration gegeben, was besonders für den Hausaufsatz in Frage kommt. Spannung wird vielfach bei der Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern oder den mathematischen Arbeiten empfunden, ebenso Freude an gründlicher und selbstständiger Arbeit. Dieselben Arten von Hausaufgaben werden für nötig erachtet, damit ein schnelleres Fortschreiten im Unterricht ermöglicht wird. Wieder andere bezeugen eine ausgesprochene Lust zu dem betreffenden Unterrichtsfach. Nicht zu reden von denen, die aus reinen Nützlichkeitserwägungen zu ihrer positiven Einstellung gekommen sind.